

Aber soll darum das deutsche Volk an dem Fortschritt der Menschheit verzagen, das Volk des idealen Sinnes, der Friedensliebe und des angeborenen Weltbürgertums?! Ja, Weltbürger in diesem Sinne, erfüllt von dem völkerversöhnenden Beruf der Wissenschaft waren Liebig und Humboldt! —

Hoch die Kaiserkrone in der Rechten, die kräftige Linke aber gestützt auf das gesenkte Schwert, so steht die Germania in unseren Räumen

<sup>1)</sup> Vgl. Giesebrecht „Deutsche Reden“.

<sup>2)</sup> Vgl. Dr. Bois-Reymond „Reden“.

vor dem Kranze der Heroen des deutschen Geistes! Und wie Liebig's Forscherauge zu ihr hinaufblickt, als sei diese Germania auch seines Wollens Vollendung, so wollen auch wir unser Thun und Denken in ihren Dienst stellen, zu Gott aber hoffen, dass er die deutschen Stämme einig erhalte immerdar, auf dass stark und mächtig bleibe das deutsche Kaiserreich und ein Hort des Friedens den Völkern!

E. Krause.

## Zur Feier deutscher Dichter.

Neunzehnter Abend am 25. November 1885:

*Heinrich Heine und Nikolaus Lenau.*

In meinem letzten Primaner-Jahre lasen wir bei Adoif Stahr Horaz' Oden. Er benutzte diese Stunden zugleich, uns zu möglichster Geschicklichkeit in lateinischer Disputation heranzubilden, indem abwechselnd jeder in lateinischer Sprache eine Ode zu interpretieren und seine Auffassung gegen einen Opponenten zu verteidigen hatte. Mir fiel die bekannte zweite Epode: *Beatus ille*, zu, in welcher der Dichter alle Freuden und Genüsse des Landmanns im Gegensatze zu der unruhvollen Thätigkeit jedes anderen Standes preist. Es gehörte gerade nicht zu den Vorzügen von Stahr's sonst durch Fülle von Geist und Wissen so sehr anregenden und bildenden Unterrichts, dass er in den Stunden mit den Schülern gerne neue litterarische Erscheinungen für sich verarbeitete. So dienten unsere Horaz-Stunden ihm dazu, dem holländischen Gelehrten Hofmann-Peerlkamp gegenüber Stellung zu gewinnen, der damals Aufsehen machte durch die Kühnheit und den Scharfsinn, womit er ganze Oden oder einzelne Stellen als unecht nachzuweisen suchte. Dies brachte mich auf den Gedanken, die letzten vier Verszeilen der Epode als unecht anzuzwei-

feln, in welchen der Dichter die begeisterte Lobrede auf das Landleben einem Wucherer in den Mund legt und denselben die schon gehobenen Gelder sofort wieder belegen lässt. Ich suchte in der üblichen Einleitung diesen Gedanken mit der besten Latinität, über welche ich zu verfügen hatte, darzulegen, und hatte damit zunächst den sehr erwünschten Erfolg, dass Stahr als Präses der Disputation das Wort nahm, ehe ich zur Interpretation überging, und nun in gutem Deutsch den Gedanken nach allen Seiten so eingehend beleuchtete, dass weder der Opponent Karl Ramsauer noch ich als Defendent noch zu Worte kommen konnten.

Später, wie ich selbst als Lehrer den Horaz in der Klasse zu interpretieren hatte, fand ich in einer der Ausgaben, die ich benutzte<sup>1)</sup>, zu der von mir angegriffenen Stelle die Bemerkung: „So ist der Schluss ein schneidendes Aprosdoketon, wie es Heine liebt.“ Diese Vergleichung hat gewiss ihre Berechtigung; aber mich dünkt, dies Aprosdoketon, dieser unerwartete Abschluss bei Horaz ist sehr harmlos gegen die kalten Wasserstrahlen, mit denen Heine so oft die lieblichsten

Gedanken und Empfindungen vernichtet. Der Gegensatz ist bei Heine viel schärfer. Mag man Horaz als Lyriker noch so hoch stellen, wenigstens für seine Zeit und sein Volk, so reicht er doch mit seinen reflektierten Inversionen und seiner gelehrten Ausdrucksweise innerhalb des strengen, fast starren Versmaßes lange nicht an die duftige, sinnige, echt dichterische Darlegung der Empfindungen und Anschauungen, wie wir sie bei Heine finden, und um so schärfer ist der Gegensatz, in welchem ein „Madame, ich liebe Sie“, oder „Doctor, sind Sie des Teufels?“ nach den wahrhaft hinreißenden, in Form und Inhalt so hochpoetischen Dichtungen uns mit seiner ätzenden Ironie so schmerzhaft trifft, dass wir hier viel lieber noch als bei Horaz die Echtheit der Schlussworte anzweifeln möchten. Leider liegt das Verhältnis aber umgekehrt. Von der Echtheit freilich in dem Sinne, wie der Kritiker das Wort in bezug auf die Ursprünglichkeit der Textworte anwendet, kann hier nicht die Rede sein, denn der Text der Heineschen Gedichte ist uns nicht durch unzuverlässige Abschriften überliefert, sondern durch den Druck, welchen der Dichter mit derselben Sorgfalt überwacht hat, mit welcher er an der Fassung der Gedichte selbst gefeilt hat. Wenn wir aber das Wort echt in seinem volkstümlichen Sinne nehmen, so sind gerade solche Schlüsse, bald mit eiskaltem Hohne, bald mit witzelndem Spotte, echt, echt Heinisch, dagegen alle die zarten Empfindungen, die Thränen der Sehnsucht und der Entsagung, die entzückenden Bilder des innersten Seelenlebens, die er mit dem einschmeichelndsten Wohlhause, dessen die deutsche Sprache fähig ist, mit einer bezaubernden Natürlichkeit und Einfachheit des Ausdrucks wie des Versbaues in uns zu wecken und lebendig zu machen weiß, alles das ist — unecht.

Mir ist zugestanden worden, dass ich bei der Besprechung der vorzuführenden Dichter nicht an den Kanon der Ästhetik und der Litteraturgeschichte des Katheders gebunden bin, sondern von meinen eigenen, sei es inneren oder äußeren,

Erlebnissen ausgehen darf. Als ich zuerst etwas von Heine kennen lernte, war ich noch in dem Alter, wo ein Gedicht noch ganz unmittelbar wirkt, wo die Kritik des Kopfes noch nicht parallel den angeregten Empfindungen des Herzens einhergeht, um strenge Kontrolle zu üben. Ich war entzückt in dem Nachklingen der Saiten, welche Heine anzuschlagen wusste. Aber nachdem ich einige Gedichte, blättern, wie ich Lyriker in der Regel zu lesen pflege, in dieser Weise genossen hatte, fiel mein Auge auf das „Seegespenst“, eine Überschrift, die mich reizen musste. Ich las, las weiter, und mich ergriff, um des Dichters eigenes Wort zu gebrauchen, „geheimnisvoller Schauer.“ Ich hielt im Weiterlesen fast den Atem an; da

„Aber zur rechten Zeit noch

Ergriff mich beim Fuß der Kapitän.“

Da war wie beim Dichter, so bei mir auf immer für den Dichter die Illusion vorbei. Die unbefangene Hingebung des Gemüts war bei jeder Dichtung Heines, die ich nachher kennen lernte, vollständig verschwunden; ich sah alles sofort mit kritischem Auge an, verglich seine Poesie und Prosa, sein Verhalten zu den Fragen der Zeit, zu seinen Freunden und zu seinen Verwandten, den Inhalt seiner Dichtungen mit dem Inhalt seines Lebens, und ich konnte nichts finden, was echt war, kein Demant und Gold, sondern nur Simili und Talmi; das einzige, was ich für echt halten musste, war seine Liebe zur Mutter. So erschienen mir denn, ganz abgesehen von den Gedichten, in welchen er dem süßen Honig den bitteren Wermut der Ironie unmittelbar nachfügt, auch die köstlichsten Verse von ihm nur ein Spiel mit den tiefsten Gefühlen, die er wohl kennt, aber nicht teilt, deren Ausdruck er in so hinreißender Weise beherrscht, aber nicht selbst empfindet. Dazu kam, dass von allen Dichtern, die auf Deutschlands Boden geboren sind, schwerlich je einer so vaterlandslos gewesen ist, wie er. Wenn er auf Deutschland, so wie er es erlebt hat, die volle Schale eines sittlichen

Zorns ausgegossen hätte, wie Ludwig Börne es gethan, wer hätte es ihm zum Vorwurfe machen dürfen? Aber an den Witz, welche er über Deutschland machte, hatte er offenbar weit mehr Freude und Kitzel der Selbstzufriedenheit, als Schmerz über die Schäden, welche er zu geißeln suchte. Wenn wir „die beiden Grenadiere“, über die ich mich schon einmal ausgesprochen habe, wegen ihrer wahrhaft bewundernswerten dichterischen Schönheiten von einem gleichsam kosmopolitischen Standpunkte gelten lassen wollen, so können wir doch auch nicht leugnen, dass von den Anerkennungen, die ihm dafür geworden sind, das Kreuz der französischen Ehrenlegion in der That der Dichtung mehr angemessen ist, als die Aufnahme derselben in deutsche Schullesebücher.

So kam es, daß ich vom ersten Anfange meiner Bekanntschaft an in einem innerlichen Gegensatz zu Heine stand, während meine Altersgenossen zwar in verschiedenem Grade, aber fast ausnahmslos für ihn schwärmten. Ich sehe darin zugleich ein Zeugnis der Zerfahrenheit und Zerissenheit des geistigen Lebens des damaligen Deutschlands, in dem eine halt- und hilflose Verstimmung für den Mangel an festen, ernsten Zielen des Volkslebens gerne in schillerndem Witz und höhnischem Spott Ersatz fand, so dass man zugleich für die kostbaren Perlen seiner Lyrik den Gegensatz zwischen Dichtung und Dichter unbeachtet liefs. Wenn Heine selbst gespottet hatte: „Kein Talent, doch ein Charakter,“ so galt es für viele fast als philisterhaft, den Gegensatz dazu: „Viel Talent, nur kein Charakter“ nicht als vollberechtigt anzuerkennen. Doch, wie ich neulich in einer Sammlung von Aussprüchen einer Reihe von Schriftstellern<sup>2)</sup> las: „Unsere Natur lässt sich zu ihrer Ehre nun einmal nicht darin irre machen, dass sittliche und geistige Größe zu einander gehören: denn wir möchten immer zugleich verehren, wo wir bewundern.“ Und so sehe ich es als einen Fortschritt an, dass man jetzt doch nicht mehr in

dem Mafse wie früher den Vorwurf ästhetischer Ketzerei oder engherziger Philisterhaftigkeit zu fürchten braucht, wenn man seinen Gegensatz zu Heine offen bekennt. Härter kann kaum jemand über ihn urteilen, als Wilh. Scherer in seiner rasch beliebt gewordenen Geschichte der deutschen Litteratur, wo<sup>3)</sup> er ihn in bezug auf seine Subjektivität mit Brentano vergleicht: „Nie dichtete er, wie Uhland, Müller und Eichendorff aus fremden Rollen heraus: er unterhält die Leser in der Regel nur von seiner eigenen Person. Am meisten mag er mit Clemens Brentano verwandt sein, von dem ihn hauptsächlich scheidet, dass er den Effekt versteht und dass ihn keine Bedenken der Scham abhalten, den Effekt sicher zu erreichen. Er nimmt stets auf das Publikum Rücksicht, dessen edle oder gemeine Instinkte er reizen will; jedes Gesicht, das er macht, hat er vor dem Spiegel probiert und probat gefunden, während Brentano vor allem zu seinem eigenen Vergnügen dichtete.“ Ferner an einer Stelle, wo Scherer von den Reisebildern spricht, die ihrer Zeit das allgemeine Entzücken waren: „Die Blumen sind welk, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Nur der Schmutz, der nicht fehlte, ist noch so schmutzig, wie am ersten Tage. – Welcher Kontrast gegen den ruhigen reinen Blick, mit dem Goethe durch Italien zog!“

Bei alle dem durfte Heine in der Reihenfolge unserer Dichterabende nicht übergangen werden, nicht blofs wegen seines weitgreifenden Einflusses auf Zeitgenossen und Nachgeborene, sondern besonders, weil, wenn man seine Dichtungen an sich betrachtet, darunter sich solche Perlen finden, die ihm neben Goethe den ersten Rang als Lyriker sichern. Aber leider können die Gedichte, welche der Schule zugänglich sind,<sup>4)</sup> nur ein sehr abgeblasstes Bild von dem geben, worin sich seine Vorzüge und seine Eigentümlichkeiten am meisten offenbaren, da die zartesten, duftigsten Blüten seiner Lyrik dem erotischen Gebiete angehören und auf der andern Seite die schneidigsten Äußerungen seines geistreichen

Witzes zugleich den höchsten Grad von Cynismus zeigen. Wie dürfte man z. B. auf die hochpoetische Apotheose Christi in dem Gedichte „Frieden“ den höhnischen Epilog folgen lassen, der im Druck nur durch drei Sternchen von dieser hochgestimmten Hymne getrennt ist? oder gar die spottenden Verse, die der Dichter in der als „Wintermärchen“ bezeichneten Satire „Deutschland“ an den Gekreuzigten richtet? Wenn es im Prolog des Faust heißt:

„Von allen Geistern, die verneinen,

Ist mir der Schalk am wenigsten verhasst,“  
so könnte man wohl fragen, ob Heines Art zu verneinen noch Schalkheit heißen darf.<sup>5)</sup> Auf die echten Dichter wenden wir aber lieber die folgenden Worte an:

„Ihr, die echten Göttersöhne,  
Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!  
Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,  
Umfass' euch mit der Liebe holden Schranken,  
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,  
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Einem solchen Ideale hat jedenfalls Lenau mit ernstem Sinne und aus der Tiefe seines Herzens nachgestrebt. Das Gefühl hiervon wirkt auch mildernd und versöhnend auf uns, wenn seine Leier in dumpfen Tönen des Schmerzes oder in schrillen Missklängen der Verzweiflung unser Ohr peinlich berührt. Wie in Heine ein Stück von einem Mephistopheles stak, welches ihm aber nie die Zufriedenheit mit sich selbst geraubt zu haben scheint, so offenbart sich in Lenau eine Art Faust-Natur, die ihn, einen der edelsten Menschen, zu einem der unglücklichsten gemacht hat. Der Faust in ihm war ein unstillbarer Durst nach Wissen und Wahrheit, sein Mephistopheles der Zweifel, welcher nicht darauf verzichten wollte, den Schleier des Bildes zu Saïs zu lüften. Das volle Licht der Wahrheit blieb ihm wie jedem Sterblichen verschlossen, aber in dem krampfhaften Ringen darnach entfloß ihm der heitere, erquickliche Sonnenschein, in welchem in seiner Jugend die Welt vor ihm ausgebreitet

lag, und düstere Wolken warfen nun ihre Schatten über alles, bis zuletzt in der Kraft des Mannesalters auch sein reicher Geist vollständig umnachtet ward und er nun, gerade wie er in einer glückverheißenden Ehe einen sichern Ankergrund zu finden hoffte, noch sechs Jahre lang in der Hülle eines anscheinend gesunden Körpers ein Pflanzenleben ohne geistigen Inhalt führen musste.

Die Zahl der Gedichte, in welchen Lenau in unmittelbarer Hingebung die Eindrücke der Außenwelt in sich aufnimmt und wiedergibt, ist verhältnismäßig leider nicht groß. Die Bilder aus dem Leben der Natur, wie er sie in Worten malt, sind wahre Kabinetsstücke, die mit der Sauberkeit ihrer Zeichnung und mit der Reinheit und der Frische ihrer Farben um so anziehender sind, weil sich in ihnen auch das Gemüt des Dichters in gleicher Reinheit und Klarheit abspiegelt. Energischer sind die Striche, mit welchen er uns Bilder aus dem Menschenleben, besonders seiner Heimat, und aus einer fremdartigen Natur zeichnet; aber diese haben auch oft schon etwas Herbes und Hartes, was an sich für den Gegenstand nicht unangemessen ist, zugleich aber auch der Stimmung des Dichters selbst entspricht und so sich dem Grundton der meisten seiner übrigen Dichtungen nähert, welche in düsterem Schmerz oder hoffnungsloser Verzweiflung ausklingen. Wenn Goethe sich in seiner inneren Entwicklung und geistigen Freiheit durch irgend einen Druck von außen oder durch eigene Nachgiebigkeit oder Leidenschaft gehemmt fühlte, so wusste er die Fesseln durch eine Dichtung abzuschütteln, indem er die Gegensätze poetisch gestaltete. In ähnlichem Streben, sich von dem inneren Zwiespalt zu befreien, scheint Lenau mit Vorliebe solche Stoffe, wie aus der Geschichte Savonarola, die Albigenser, aus der Sage Faust, Don Juan, den ewigen Juden für dichterische Bearbeitung gewählt zu haben, aber sie brachten ihm die ersehnte Erlösung nicht. Es kommt mir auch vor, dass, je mehr der Riss in seinem Herzen der unmittelbare Gegenstand seiner Dichtung

wird, diese dann auch um so mehr mit der Sprache ringt, selbst den natürlichen Faden des Gedankenganges oder der Handlung verliert oder zu weit ausspinn. Immer aber erkennt man den echten Dichter, besonders auch in den Bildern, die oft kühn, stets aber neu und treffend sind. Je öfter und dauernder ich mich für den Zweck unserer heutigen Feier mit Heine und Lenau beschäftigt habe, desto mehr habe ich, um ein vorhin angeführtes Wort noch einmal zu benutzen, den einen bewundern, den andern trotz so mancher Irrgänge seines ruhelosen Ringens verehren müssen, dort mehr dem Verstande, hier mehr dem Herzen folgend. Wenn dabei das Gefühl zugleich mit erregt wurde durch die Tragik in der inneren Entwicklung und in dem Lebensausgange Lenaus, so wurde dies Mitgefühl noch gesteigert durch die Betrachtung, welche Fülle der schönsten Blüten und reifsten Früchte diese hohe dichterische Begabung und ein so edel angelegter Charakter gebracht haben würde, wenn nicht der giftige Mehltau des Zweifels und der Verzweiflung sich so früh und fest darauf gelagert hätte.<sup>6)</sup>

<sup>1)</sup> Von C. M. Nauck, Leipzig, Teubner.

<sup>2)</sup> Von Gustav Hirschfeld in Königsberg, unter den Beiträgen der Mitarbeiter zu dem hundertsten Hefte (Juli 1885) von „Nord und Süd“ von P. Lindau.

<sup>3)</sup> Wilh. Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 3. Aufl. 1885, S. 662 und 664.

<sup>4)</sup> Es mag auffällig erscheinen, dass u. a. die „Lorelei“ weder für den Vortrag noch für den Gesang gewählt ist. Es ist ja sprichwörtlich, dass der Deutsche, gerade wenn er in fidelster Stimmung ist, am liebsten singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin.“ Es erschien zu gewagt, diese Dichtung vorzuführen, da bei der eigentümlichen Popularität derselben nur ein ganz vollkommener Vortrag imstande sein würde, die Wirkung hervorzubringen, die ihrem hochpoetischen Gehalte entspricht.

<sup>5)</sup> Obiges war schon lange niedergeschrieben, als bei dem Tempo, in welchem in einem „Journal-Zirkel“ manche der Zeitschriften an die Teilnehmer herankommen, mir das Mai-Heft von Westermanns Monatsheften 1885 in die Hände fiel. Wegen der Beziehung auf den Einfluss, welchen Heine gerade auf meine Altersgenossen geübt hat und teilweise noch übt, kann ich

Die Litteraturgeschichte pflegt die einzelnen Dichter einer größeren Gruppe einzuordnen, so Heine gewöhnlich, und zwar als Bannerträger, dem s. g. Jungen Deutschland, welches ich heute nicht näher zu charakterisieren versuche, nachdem ich Heine schon so viel der kurz zugemessenen Zeit gewidmet habe. Lenau findet man am häufigsten bei den österreichischen, mitunter aber auch bei den schwäbischen Dichtern aufgeführt, beides mit Unrecht, wenn die dichterischen Eigentümlichkeiten den Ausschlag geben sollen, aber insofern auch beides mit Recht, als er seiner Geburt und seinem Bildungsgange nach Östreicher ist, aber später nach Freundschaft und persönlichem Verkehre auch dem schwäbischen Dichterkreise voll angehörte. Als wir hier die schwäbischen Dichter feierten, saß unter unseren Gästen die Tochter eines derselben; ihre Paten waren Uhland, Justinus Kerner und — Lenau gewesen. Dass Lenau diesem lebenswürdigen Kreise so nahe gestanden hat, wie es durch diese Thatsache bezeugt wird, kann gewiss auch als ein Zeugnis über seine Persönlichkeit aufgefasst werden.<sup>7)</sup>

mir nicht versagen, eine Stelle aus einer Arbeit von Spielhagen über Auerbach auszuziehen. Wo er über dessen „Dichter und Kaufmann“ spricht, bemerkt er, dass der Anschluss des Judentums an Deutschland von einem numerisch nicht geringen und geistig und gesellschaftlich höchst einflussreichen Prozentsatz abgelehnt oder geradezu perhorresziert werde und dass diesem drei Vorwürfe: der prahlerischen Selbstüberhebung, der larmoyanten Klage über unverschuldetes Unglück und des renomnierenden Witzboldtums, dem nichts mehr heilig ist, nicht erspart werden könnten. Anders aber B. Auerbach: „Hatte er doch in einem sehr illustren Zeit- und Stammesgenossen, in Heinrich Heine, ein abschreckendes Beispiel, auf welche Abwege auch ein gottbegnadetes Genie geraten kann, ja geraten muss, wenn es jenen Tendenzen willenlos nachgiebt, und in dieser Nachgiebigkeit wohl gar noch einen Ruhmestitel sucht und, was das schlimmste ist, diesen Titel von der gedankenlosen Menge, deren Frivolität es so klug zu schmeicheln versteht, überschwenglich bestätigt findet. Gerade diese verderbliche Wirkung, die Heine unleugbar auf die Jugend der dreißiger und vierziger Jahre ausübte und die ja noch heutigestags deutlich genug

verspürt werden mag, ist es, welche Auerbach, so oft er auf Heine zu sprechen kommt, als eine schwere Kalamität bezeichnet, für die er den Urheber in den schärfsten Ausdrücken verantwortlich macht und brandmarkt. Ihm war und blieb Heine bei all seiner wunderbaren Begabung „ein Erzlump“, von dem jener ihm so tief verhasste „Witzboldenton“ stammt, in welchem er gewiss nicht mit Unrecht einen Krebschaden unserer heutigen Litteratur, besonders der feuilletonistischen, sah.“

<sup>6)</sup> Das erste Gedicht von Lenau, welches gedruckt ist, ist: *Jugendträume*, das letzte: *Blick in den Strom*, jenes im Jahrgang 1828 des damals von L. A. Frankl redigierten Taschenbuches *Aurora*, dieses in dem von J. G. Seidl redigierten Jahrgange 1856, beide von tiefer Bedeutung für Beginn und Schluss seiner dichterischen Laufbahn.

Eine Frau, der er eine zeitlang in hoffnungsloser Liebe ergeben war, schrieb: „Neulich sah ich auf der Donau, was mich heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroat oder Slowake, oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahne auf der Donau. In ärmlichem Zwickkittel stand er in seinem Fahrzeuge und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut musste er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen vollen grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstab am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines echten Dichters? Ihr Bild, lieber Nimsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahne auf dem wilden dunklen Strome nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt alles irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten — haben Sie nicht Ihr edles schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie

halten die Unbill dieser Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.“

s. L. A. Frankl, *Zur Biographie H. Lenaus* 2. Aufl. 1885 S. 22; 30; 102.

<sup>7)</sup> Die Verhöhnung der schwäbischen Dichter ist ein Steckenpferd Heines. Die Unermüdlichkeit, mit der er es reitet, wirkt auf den Leser trotz alles dabei verschwendeten Witzes zuletzt ermüdend, ebenso, wie das geflissentliche Bemühen, jede Gelegenheit zum Spott über Meyerbeer, Freiligrath u. a. bei den Haaren heranzuziehen, eher auf eine Armseligkeit, als auf Reichtum seiner Erfindungskraft hinweist, wenn das alles nicht auf besondere persönliche Gründe zurückzuführen ist. Heine konnte sich mit Recht den schwäbischen Dichtern in manchen Stücken überlegen fühlen; aber die Art und Weise, wie er sie seine Überlegenheit fühlen zu lassen suchte, ist im Grunde wohl kaum etwas anderes als Furcht vor ihrer Konkurrenz. Was ihm selbst fehlte, was sie aber besaßen, rechnete er ihnen als Fehler an, konnte sich dabei jedoch schwerlich der Ahnung oder Einsicht verschließen, dass die blendendsten Leistungen der angeborenen Geistesgaben an sich und allein nicht den Adel des Individuums bedingen. Auch auf dem Gebiete der Poesie gilt, richtig verstanden, das Wort Schillers:

Adel ist auch in der sittlichen Welt; gemeine Naturen  
Zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie  
sind.

Die lustige Person mahnt mit Recht:

Greift nur hinein ins volle Menschenleben!  
aber das Menschenleben ist eine mannigfaltig gemischte  
Legierung der gemeinsten wie der edelsten Elemente;  
es ist nicht einerlei, durch welche Wahlverwandschaft  
zu den Stoffen der Dichter angezogen wird, um sie mit  
dem Gepräge seines dichterischen Genius dem Menschen-  
leben befruchtend wieder zurückzugeben, um seine Zeit-  
genossen zu sich hinauf- oder hinabzuziehen. Heines  
kleines Gedicht „Epilog“ ist bedeutungsvoll sowohl  
durch seine Überschrift, als durch die Stelle, die es  
am Schlusse seiner letzten Gedichte einnimmt. Da-  
durch wird es mehr als ein gelegentlicher Einfall, es  
wird zu einem Siegel, das, vielleicht mehr noch als  
selbst die cynischsten seiner früheren Gedichte, doch  
im wesentlichen das echte Gepräge seines Lebens und  
Strebens zeigt.